

**HEYNE** <

## DAS BUCH

Die Engel sind auf die Erde gekommen, doch statt Frieden und Freude haben sie Tod und Zerstörung mit sich gebracht: Weltweit liegen Städte in Trümmern, die Menschen kämpfen ums nackte Überleben und trauen sich aus lauter Angst vor den tödlichen Himmelsboten kaum noch auf die Straße. Als eine Gruppe von Engeln die kleine Schwester der toughen und furchtlosen Penryn entführt, haben sie sich allerdings mit der Falschen angelegt: Penryn macht sich auf den Weg nach San Francisco – beziehungsweise dem, was von der einst so schillernden Metropole noch übrig ist –, um dort ihre Schwester aus dem Hauptquartier der Engel zu befreien. Doch dazu braucht sie Hilfe – und die kommt ausgerechnet von Raffaele, einem flügellosen Engel ...

## DIE AUTORIN

Susan Ee war zunächst Anwältin, bevor sie beschloss, ihre Leidenschaft für die Literatur zu ihrem Beruf zu machen. Sie studierte Kreatives Schreiben in Stanford, nahm an zahlreichen Workshops teil und arbeitet nun als Autorin und Filmemacherin. Sie lebt in San Francisco, Kalifornien.

Mehr über Susan Ee und ihre Romane finden Sie auf:  
[www.susanee.com](http://www.susanee.com)

SUSAN EE  
**ANGELFALL**  
NACHT OHNE MORGEN

ROMAN

AUS DEM AMERIKANISCHEN  
VON KATHRIN WOLF

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
ANGELFALL

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige Taschenbuchausgabe 09/2016  
Redaktion: Christina Neiske  
Copyright © 2012 by Feral Dream LLC  
Copyright © 2016 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,  
München in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
Printed in Germany  
Umschlaggestaltung: Das Illustrat, München,  
unter Verwendung von Shutterstock/Stokkete  
Satz: Leingärtner, Nabburg  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-31520-4

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)



Auch wenn es ironisch klingt: Seit den Angriffen sind die Sonnenuntergänge herrlich. Vor dem Fenster unseres Wohngebäudes lodert der Himmel in kräftigem Orange, Rot und Lila wie eine aufgebrochene Mango. Die Wolken flammen in den Farben des Sonnenuntergangs auf, und fast habe ich Bedenken, diejenigen von uns, die unter ihnen gefangen sind, könnten ebenfalls Feuer fangen.

Die Wärme auf meinem Gesicht schwindet allmählich, und ich versuche, an nichts anderes zu denken als daran, meine Hände vom Zittern abzuhalten, während ich den Reißverschluss des Rucksacks schließe.

Ich ziehe meine Lieblingsstiefel an. Früher mochte ich sie, weil Misty Johnson mir ihretwegen mal ein Kompliment gemacht hat. Es würde super aussehen, wie die Lederriemen leiterartig an den Seiten herabließen. Misty ist – war – ein Cheerleader und bekannt für ihren ausgesuchten Modegeschmack. Also dachte ich, die Stiefel seien ein Mode-Statement, auch wenn sie von einer Firma für seriöse

Wanderbekleidung hergestellt wurden. Jetzt mag ich sie, weil die Riemen eine ausgezeichnete Messerhalterung abgeben.

Ich schiebe noch ein geschärftes Steakmesser in die Tasche an Paiges Rollstuhl. Nach kurzem Zögern bringe ich ein weiteres in Moms Einkaufswagen im Wohnzimmer unter. Ich lasse es zwischen einen Stapel Bibeln und einen Haufen leerer Wasserflaschen gleiten. Als sie nicht hinschaut, breite ich ein paar Kleider darüber aus und hoffe, sie wird nie erfahren müssen, dass es sich dort befindet.

Bevor es vollständig dunkel wird, rolle ich Paige durch den Korridor zu den Treppen. Da sie lieber einen gewöhnlichen Rollstuhl wollte als einen elektrischen, kann sie sich selbst fortbewegen. Doch ich merke, dass sie sich sicherer fühlt, wenn ich sie schiebe. Der Fahrstuhl ist inzwischen völlig nutzlos, es sei denn, man möchte es riskieren, stecken zu bleiben, wenn, wie so oft, der Strom ausfällt.

Ich helfe Paige beim Aufstehen und trage sie auf dem Rücken, während unsere Mutter den Rollstuhl die Treppe hinunterbugsiert. Es gefällt mir nicht, wie knochig sich meine Schwester anfühlt. Sogar für eine Siebenjährige ist sie inzwischen viel zu leicht, und das ängstigt mich mehr als alles andere zusammen.

Nachdem wir in der Empfangshalle angekommen sind, hieve ich Paige zurück in den Stuhl. Ich streiche ihr eine Strähne ihres dunklen Haars hinters Ohr. Mit ihren hohen Wangenknochen und den mitternachtsblauen Augen könnte sie fast mein Zwilling sein. Ihr Gesicht ist feenhafter als meins, doch noch zehn Jahre und sie wird genauso aussehen wie ich. Trotzdem würde uns nie jemand verwechseln, selbst wenn wir beide siebzehn Jahre alt wären,

genauso wenig wie man weich und hart oder warm und kalt verwechselt. So sehr sie sich auch ängstigt, ihre nach oben gezogenen Mundwinkel lassen sogar jetzt die Andeutung eines Lächelns erkennen. Sie macht sich mehr Sorgen um mich als um sich selbst. Ich lächle zurück und versuche, Zuversicht auszustrahlen.

Wieder eile ich die Treppe hinauf, um Mom dabei zu helfen, ihren Einkaufswagen nach unten zu befördern. Wir kämpfen mit dem unförmigen Ding, und während der Wagen mit uns die Treppe hinunterschwankt, macht er alle möglichen scheppernden Geräusche. Zum ersten Mal bin ich froh, dass niemand mehr in dem Gebäude ist, der es hören könnte. Der Wagen ist randvoll mit leeren Flaschen, Paiges Babydecken, Zeitschriftenstapeln, Bibeln und mit sämtlichen Shirts, die Dad nach seinem Auszug im Schrank gelassen hat. Und – natürlich – befinden sich auch die Kartons mit ihren kostbaren faulen Eiern darin, die sie zusätzlich noch in jede Tasche ihres Sweaters und ihrer Jacke gestopft hat.

Kurz ziehe ich in Erwägung, den Einkaufswagen einfach stehen zu lassen, doch der Streit mit meiner Mutter würde sehr viel länger dauern und sehr viel lauter ausfallen, als wenn ich ihr einfach helfe. Ich hoffe nur, dass mit Paige alles in Ordnung ist, während ich damit beschäftigt bin, den Wagen nach unten zu befördern. Ich könnte mich ohrfeigen, dass ich den Wagen nicht zuerst runtergebracht habe. Oben wäre es für Paige relativ sicher gewesen, sicherer zumindest, als in der Lobby auf uns zu warten.

Als wir endlich den Gebäudeeingang erreichen, schwitze ich und bin mit den Nerven am Ende.

»Denk dran«, sage ich. »Egal was passiert, renn einfach

weiter den Camino entlang, bis du Page Mill erreichst. Wenn wir uns verlieren, treffen wir uns oben auf den Hügeln, okay?«

Wenn wir uns verlieren, besteht wenig Hoffnung, dass wir uns noch irgendwo treffen, aber ich muss weiter Hoffnung vortäuschen, denn sie ist alles, was wir haben.

Ich lege mein Ohr an die Eingangstür unseres Wohnhauses. Nichts. Kein Wind, keine Vögel, keine Autos, keine Stimmen. Ich ziehe die schwere Tür einen Spalt breit auf und spähe nach draußen.

Abgesehen von ein paar einsamen geparkten Autos sind die Straßen verlassen. Das schwindende Licht verwäscht die Farben von Beton und Stahl zum Abglanz eines matten Grau.

Der Tag gehört den Flüchtlingen und den Raubzügen der Gangs. Doch nachts verschwinden sie, bei Anbruch der Dämmerung lassen sie die Straßen menschenleer zurück. Um diese Zeit herrscht eine große Furcht vor dem Übernatürlichen. Beide, die tödlichen Jäger und ihre Beute, scheinen übereingekommen zu sein, ihren archaischen Ängsten zu gehorchen und sich bis Sonnenaufgang versteckt zu halten. Selbst die gefürchtetsten Straßengangs überlassen die Nacht den Kreaturen – welche auch immer das sein mögen –, die in der Dunkelheit dieser neuen Welt umherstreifen.

Zumindest haben sie das bislang getan. Irgendwann wird der Verzweifeltste unter ihnen den Schutz der Nacht trotz aller Gefahren für sich nutzen. Ich hoffe, wir sind die Ersten da draußen, die Einzigen, und sei es nur, damit ich Paige nicht mit Gewalt davon abhalten muss, jemandem zu helfen, der in Not geraten ist.



Mom packt mich am Arm, als sie in die Nacht hinausstarrt. Ihr Blick ist intensiv und voller Furcht. Seit Dad uns letztes Jahr verlassen hat, hat sie so viel geweint, dass ihre Augen ständig geschwollen sind. Besonders vor der Nacht hat sie Angst, doch dagegen kann ich nichts tun. Gerade will ich ihr sagen, dass alles gut wird, doch die Lüge bleibt mir im Hals stecken. Es ist sinnlos, ihr ein Gefühl von Sicherheit vermitteln zu wollen.

Ich hole tief Luft und reiße die Tür auf.

## 2

Sofort fühle ich mich ausgeliefert. Meine Muskeln spannen sich an wie in der Erwartung, jeden Moment angeschossen zu werden.

Ich packe Paiges Stuhl und rolle sie aus dem Gebäude hinaus. Forschend tasten meine Blicke den Himmel und die Umgebung ab, als wäre ich ein Hase auf der Flucht vor Jägern.

Die Schatten über den verlassenem Gebäuden, Autos und dem vertrockneten Buschwerk, das seit sechs Wochen nicht gegossen worden ist, werden schnell dunkler. Irgend- ein Graffitikünstler hat einen wütenden Engel mit riesigen Flügeln und einem Schwert an die Mauern unseres Wohnhauses gesprüht. Ein gewaltiger Riss in der Mauer läuft in einer Zickzacklinie durch sein Gesicht und verzerrt es zu einer irren Fratze. Darunter hat ein Möchtegernpoet die Worte *Wer wacht über die Wächter?* gekritzelt.

Mit Schwung schiebt meine Mutter den Einkaufswagen durch die Tür auf den Bürgersteig. Das scheppernde Ge-

räusch lässt mich zusammenzucken. Wir knirschen über zerbrochenes Glas, was mich in der Annahme bestärkt, dass wir uns länger in unserem Haus versteckt gehalten haben, als gut für uns ist. Die Fenster im ersten Stock sind zerborsten.

Und jemand hat eine Feder an die Tür genagelt.

Nicht eine Sekunde glaube ich, dass es sich um eine echte Engelsfeder handelt, auch wenn es ganz offensichtlich so aussehen soll. Keine der neuen Gangs ist so stark oder wohlhabend. Noch nicht zumindest.

Die Feder wurde in rote Farbe getaucht, die nun am Holz hinuntertropft. Zumindest hoffe ich, dass es sich um Farbe handelt. Das Symbol der Gang habe ich die letzten paar Wochen immer wieder an Supermärkten und Drug Stores gesehen, wo sie menschliche Aasgeier abschrecken sollten. Es wird nicht lange dauern, bis die Mitglieder der Banden kommen, um für sich einzufordern, was auch immer sich in den oberen Stockwerken befindet. Tja. Zu schade, dass wir dann nicht mehr da sein werden. Im Moment sind sie noch damit beschäftigt, ihre Gebietsansprüche geltend zu machen, bevor ihnen rivalisierende Gangs zuvorkommen.

Wir sprinten zum nächsten Auto und gehen dahinter in Deckung.

Ich muss mich nicht umdrehen, um zu wissen, dass Mom mir folgt. Ich merke es am Rattern des Einkaufswagens. Rasch blicke ich mich nach allen Seiten um. In den Schatzen rührt sich nichts.

Zum ersten Mal, seit ich diesen Plan für uns geschmiedet habe, fühle ich Hoffnung in mir aufflackern. Vielleicht ist heute so eine Nacht, in der nichts auf den Straßen passiert.

Keine Banden, keine Überreste verspeister Tiere, die man am Morgen findet, keine Schreie, die durch die Nacht hallen.

Meine Hoffnung wächst, als wir von einem Auto zum nächsten springen, denn wir kommen schneller vorwärts, als ich erwartet habe.

Wir biegen in den Camino Real ein, einer Hauptverkehrsader des Silicon Valley. Mein Spanischlehrer hat gesagt, El Camino Real würde »der königliche Pfad« bedeuten. Der Name passt, wenn man bedenkt, dass selbst die örtlichen Herrscher, die Gründer und höchsten Mitarbeiter der innovativsten Hightech-Unternehmen der Welt, dass diese Herrscher genau wie jeder andere hier im Verkehr stecken geblieben sind.

Geparkte Autos haben die Kreuzungen lahmgelegt. Bis vor sechs Wochen habe ich hier im Valley noch nie einen Verkehrsstillstand erlebt. Die Fahrer waren immer alle so zuvorkommend wie nur möglich. Doch was mich wirklich davon überzeugt, dass uns die Apokalypse erreicht hat, ist das Knacken der Smartphones unter meinen Füßen. Nur das Ende der Welt würde unsere umweltbewussten Technikfreaks dazu bringen, ihr neuestes Spielzeug einfach so auf die Straße zu werfen. Auch wenn die Geräte mittlerweile nur noch totes Gewicht bedeuten, ist das fast schon frevlerisch.

Ich hatte kurz darüber nachgedacht, auf den schmalere Straßen zu bleiben, doch die Gangs werden sich dort verstecken, wo sie weniger exponiert sind. Wenn wir sie in ihrer eigenen Straße herausfordern, könnten sie für einen Einkaufswagen voller Diebesgut das Risiko eingehen, ihre Deckung aufzugeben, auch wenn es Nacht ist. Aus dieser

Entfernung werden sie wahrscheinlich nicht erkennen, dass es sich nur um einen Haufen leerer Flaschen und Lumpen handelt.

Gerade will ich mich hinter einem SUV aufrichten, um unseren nächsten Sprung zu planen, als sich Paige durch eine offene Autotür lehnt und nach etwas auf dem Sitz greift.

Ein Energieriegel. Ungeöffnet.

Er liegt mitten zwischen ein paar vereinzelt Zettelhäufchen, die aussehen, als seien sie aus einer Tasche gefallen. Das Schlaueste wäre, ihn sich einfach zu schnappen und wegzurennen, um ihn an einem sicheren Ort zu essen. Doch in den letzten paar Wochen habe ich gelernt, dass sich der Bauch ziemlich leicht über den Verstand hinwegsetzt.

Paige reißt die Packung auf und bricht den Riegel in drei Teile. Sie strahlt, als sie die Stücke herumreicht. Ihre Hand zittert vor Hunger und Aufregung. Und trotzdem reicht sie uns die viel größeren Stücke und behält das kleinste für sich.

Ich breche meines entzwei und gebe Paige eine Hälfte, Mom macht das Gleiche. Paige wirkt niedergeschlagen, als würden wir ihre Geschenke ablehnen. Ich lege meinen Finger auf die Lippen und blicke sie streng an. Widerstrebend akzeptiert sie unser Angebot.

Seit sie drei Jahre alt war und wir zusammen den Streichelzoo besucht haben, ist Paige Vegetarierin. Obwohl sie fast noch ein Baby war, konnte sie die Verbindung zwischen dem Truthahn, der sie zum Lachen gebracht hat, und ihrem Sandwich herstellen. Bis vor ein paar Wochen – bevor ich darauf bestand, dass sie alles isst, was ich von

der Straße kratzen kann – haben wir sie unseren kleinen Dalai Lama genannt. Zurzeit ist ein Energieriegel das Beste, was ich für sie tun kann.

Erleichtert entkrampfen sich unsere Gesichtszüge, als wir in den knusprigen Riegel beißen. Zucker und Schokolade! Kalorien und Vitamine.

Einer der Papierzettel segelt vom Beifahrersitz herunter, und ich erhasche einen Blick auf das, was da geschrieben steht:

*Frohlocket! Der Herr ist nah! Schließt euch New Dawn an und seid die Ersten, die ins Paradies kommen.*

Es ist ein Flyer irgendeines dieser apokalyptischen Kulte, die seit den Angriffen wie Pickel auf fettiger Haut sprießen. Darauf abgebildet sind verschwommene Fotos der glutroten Zerstörung Jerusalems, Mekkas und des Vatikan. Der Flyer sieht aus, als hätte ihn jemand in Heimarbeit eilig zusammengebastelt, als würde noch immer jemand Nachrichtenvideos abfotografieren und die Bilder auf einem billigen Farbdrucker ausdrucken ...

Wir schlingen unser Essen hinunter, doch ich bin zu unruhig, um den süßen Geschmack zu genießen. Wir sind fast in der Page Mill Road angelangt, die uns durch eine mehr oder weniger unbesiedelte Gegend auf die Hügel führen wird. Ich schätze, wenn wir erst einmal in der Nähe der Hügel angekommen sind, werden unsere Überlebenschancen dramatisch steigen. Inzwischen ist es tiefe Nacht. Der Halbmond taucht die verlassenen Autos in ein unheimliches Licht.

Irgendetwas an dieser Stille macht mich nervös. Wenigstens ein paar Geräusche sollten doch zu hören sein. Eine herumwuselnde Ratte, ein Vogel oder eine Grille – irgend-

was. Sogar der Wind scheint sich vor seiner eigenen Bewegung zu fürchten.

In der Stille hallt das Geräusch des Einkaufswagens besonders laut wider. Ein Gefühl von Dringlichkeit steigt in mir auf, wie als Reaktion auf die Aufladung vor einem Blitzschlag. Wir müssen es einfach bis Page Mill schaffen!

Ich laufe schneller, hetze im Zickzack von Auto zu Auto. Moms Atem hinter mir geht schwerer. Paige ist so still, dass ich fast vermute, sie hält die Luft an.

Etwas Weißes segelt langsam zur Erde herab und landet auf ihr. Sie greift danach und dreht sich zu mir, um es mir zu zeigen. Alles Blut ist aus ihren Wangen gewichen. Ihre Augen sind riesengroß.

Ein flaumiges Stück Daune. Eine schneeweiße Feder. Eine, die aus einer Gänsedaunendecke herausgefunden haben könnte, nur ein bisschen breiter.

Auch ich werde bleich.

Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit ...?

Meistens zielen sie auf die großen Städte. Silicon Valley ist nur ein läppischer Streifen mit niedrigstöckigen Gebäuden und ein paar Siedlungen am Stadtrand zwischen San Francisco und San José. San Francisco wurde schon getroffen, wenn sie also sonst noch einen Ort in der Gegend angreifen wollten, wäre das San José und nicht das Valley. Es war sicher nur ein Vogel, der vorübergeflogen ist. Mehr nicht.

Doch schon jetzt keuche ich vor Angst.

Ich zwingen mich, nach oben zu blicken. Nur ein unendlicher, dunkler Himmel liegt über mir.

Aber dann sehe ich doch etwas. Eine zweite, noch breitere Feder segelt träge nach unten auf meinen Kopf zu.

Schweiß kribbelt in meiner Augenbraue. So schnell ich kann, sprinte ich los.

Hinter mir rattert Moms Wagen wie verrückt, während sie mir verzweifelt folgt. Man muss ihr nichts erklären und sie nicht anfeuern, damit sie rennt. Ich habe Angst, dass eine von uns hinfällt oder dass Paiges Stuhl umkippt, doch ich kann nicht stehen bleiben. Wir müssen ein Versteck finden – jetzt, jetzt, jetzt!

Das Hybridauto, das ich angesteuert hatte, bricht plötzlich unter einer Last zusammen, die auf den Wagen gestürzt ist. Der donnernde Krach des Zusammenstoßes erschreckt mich fast zu Tode, doch zum Glück übertönt er Moms Schrei.

Ich erhasche einen Blick auf gebräunte Gliedmaße und schneeweiße Flügel.

Ein Engel.

Ich muss blinzeln, um sicherzugehen, dass er wirklich echt ist.

Ich habe noch nie einen Engel gesehen, jedenfalls nicht leibhaftig. Natürlich kennen wir alle die filmische Endlosschleife vom gold-geflügelten Gabriel, von Gottes Boten, wie er über den Trümmern, die einst Jerusalem waren, abgeschossen wird. Oder die Bilder der Engel, die einen Militärhubschrauber einfach so vom Himmel pflücken und in Peking in die Menge werfen. Oder das verwackelte Video der Menschen, die unter einem Himmel voller Rauch und Engelsflügel aus dem lodernden Paris flüchten.

Doch beim Fernsehen konnte man sich immer gut einreden, dass die Bilder nicht echt seien, selbst wenn sie tagelang in jeder Nachrichtensendung gezeigt wurden.

Jetzt aber lässt es sich nicht leugnen – das hier ist echt.



Männer mit Flügeln. Engel der Apokalypse. Übersinnliche Geschöpfe, die die moderne Welt in Schutt und Asche gelegt und Millionen, wenn nicht Milliarden Menschen getötet haben.

Und hier nun der leibhaftige Horror – direkt vor mir.

# 3

Fast bringe ich Paige zum Umkippen, als ich herumwirble, um die Richtung zu ändern. Hinter einem Umzugswagen kommen wir schlingernd zum Stehen. Ich spähe dahinter hervor, unfähig, den Blick abzuwenden.

Fünf weitere Engel schießen auf den mit den schneeweißen Flügeln hernieder. Ihrer aggressiven Haltung nach zu urteilen ist es ein Kampf, ein ungleicher Kampf, fünf gegen einen. Es ist zu dunkel, um ihre Landung im Detail zu verfolgen, doch einer von ihnen sticht besonders hervor, ein Riese, der über dem Rest aufragt. Etwas an der Form seiner Flügel scheint von der der anderen abzuweichen. Doch die Engel legen ihre Schwingen zu schnell an, als dass ich sie mir genau ansehen könnte, und am Ende frage ich mich, ob ich mich nicht doch getäuscht habe.

Wir ziehen die Köpfe ein. Meine Muskeln erstarren und verweigern es mir, mich aus dem relativen Schutz des Lkw-Reifens zu entfernen. Bislang scheinen uns die Engel nicht zu bemerken.

Plötzlich flackert ein Licht über dem zermalmtten Hybridauto auf und leuchtet dann voll. Wir haben wieder Strom. Die Straßenlaterne ist eine der wenigen, die nicht zerborsten sind. Der einsame Lichtkegel wirkt übertrieben hell und schaurig. Eigentlich verschärft er eher die Kontraste, als dass er die Umgebung erhellt. Hinter ein paar leeren Fensterhöhlen entlang der Straße wird es ebenfalls hell. Das Licht reicht aus, um die Engel ein bisschen besser zu sehen.

Sie haben verschiedenfarbige Flügel. Der, der in das Auto gekracht ist, hat schneeweiße, der Riese nachtfarbene, und die der anderen sind blau, grün, rostfarben und getigert.

Sie alle tragen keine T-Shirts, die muskulöse Form ihrer Körper spannt sich bei jeder Bewegung an. Ebenso wie die Flügel unterscheiden sich auch ihre Hauttöne. Der Engel mit den schneeweißen Flügeln, der das Auto plattgewalzt hat, hat eine helle, karamellfarbene Haut, der mit den nachtfarbenen Schwingen ist so blass wie ein Ei. Der Teint der Übrigen rangiert von Gold bis Dunkelbraun. Alle Engel sehen aus, als müssten sie eigentlich von Kriegswunden gezeichnet sein, doch stattdessen haben sie eine makellose, unversehrte Haut, für die Highschool-Ballköniginnen im ganzen Land ihre Ballkönige töten würden.

Unter Schmerzen wälzt sich der schneeweiße Engel von dem zerquetschten Auto herunter. Trotz seiner Verletzungen geht er halb in die Hocke, bereit, anzugreifen. Seine athletische Anmut erinnert mich an einen Puma, den ich mal im Fernsehen gesehen habe.

An der Art, wie sich ihm die anderen vorsichtig nähern, merke ich, dass er ein ernst zu nehmender Gegner sein muss, selbst wenn er verletzt und den anderen zahlenmäßig unterlegen ist. Obwohl auch die anderen muskulös

sind, wirken sie im Vergleich zu ihm ungeschliffen und plump. Sein Körper ist der eines olympischen Schwimmers, straff und kräftig. Er sieht aus, als wäre er bereit, mit bloßen Händen zu kämpfen, auch wenn fast alle seine Feinde mit Schwertern bewaffnet sind.

Sein eigenes Schwert liegt ein paar Meter von dem Auto entfernt, wo es während seines Sturzes gelandet ist. Wie die anderen Engelsschwerter ist es kurz und hat eine ungefähr 60 Zentimeter lange zweischneidige Klinge, mit der man ohne Probleme eine Kehle aufschlitzen könnte.

Er erblickt das Schwert und macht eine Bewegung, wie um es sich zu schnappen, doch der Engel mit den rostfarbenen Flügeln tritt danach. Gemächlich schlittert es über den Asphalt, weg von seinem Besitzer, aber die Strecke, die es zurücklegt, ist erstaunlich kurz. Es muss schwer sein wie Blei. Und dennoch ist es nun weit genug weg, um sicherzustellen, dass der mit den weißen Flügeln keine Chance hat, dranzukommen.

Ich setze mich, um mir die Hinrichtung des Engels anzuschauen, denn es besteht kein Zweifel am Ausgang der Sache. Der Schneeweiße schlägt sich wacker. Er tritt den Getigerten und schafft es, sich gegen die anderen beiden durchzusetzen. Doch gegen alle fünf kommt er nicht an.

Die vier setzen sich praktisch auf ihn, und als sie es schaffen, ihn niederzudrücken, kommt der Nachtriese auf ihn zu. Wie ein Todesengel stolziert er herbei, und ich schätze, er könnte tatsächlich einer sein. Ich habe den Eindruck, dass es sich hier um den Höhepunkt vieler vorangegangener Kämpfe handelt. An der Art, wie die beiden einander ansehen, wie der Nachtfarbene am Flügel des Schneeweißen zerrt und ihn abspreizt, erkenne ich, dass sie eine

Vergangenheit haben. Er nickt dem Getigerten zu, woraufhin dieser sein Schwert über den Schneeweißen erhebt.

Vor dem finalen Hieb will ich die Augen schließen, doch ich kann nicht. Sie bleiben wie angeklebt geöffnet.

»Du hättest unsere Einladung akzeptieren sollen, als du die Gelegenheit dazu hattest«, sagt der Nachtblau, während er sich gegen den Flügel des Schneeweißen stemmt, um ihn von dessen Körper wegzuhalten. »Aber selbst ich hätte kein solches Ende für dich vorausgesehen.«

Wieder nickt er dem Getigerten zu. Das Schwert saust herunter und schlägt den Flügel ab.

Zornig brüllt der Schneeweiße auf. Die Straße ist erfüllt vom wütenden Echo seiner Todesqualen.

Blut spritzt nach allen Seiten und regnet wie eine Dusche auf die anderen hernieder. Mit aller Kraft versuchen sie, ihn am Boden zu halten, doch das viele Blut lässt ihn glitschig werden. Der Schneeweiße windet sich und versetzt zweien seiner Peiniger einen harten Tritt. Zusammengekrümmt rollen sie über den Asphalt. Während die beiden anderen Engel versuchen, den Weißen unten zu halten, glaube ich für einen Moment, dass er es schafft, sich freizukämpfen.

Aber der Nachtblau tritt mit seinem Stiefel auf den Rücken des Schneeweißen, mitten hinein in die frische Wunde.

Der Weiße faucht schmerzerfüllt, doch er schreit nicht. Die anderen nutzen die Gelegenheit, nehmen wieder ihre Plätze ein und drücken ihn zu Boden.

Der Nachtblau lässt den abgetrennten Flügel fallen. Wie ein totes Tier schlägt er dumpf auf dem Asphalt auf.

Der Schneeweiße hat einen wilden Gesichtsausdruck. Noch immer hat er Kampfgeist in sich, doch der sickert

genauso schnell aus ihm heraus wie sein Blut, das seine Haut durchweicht und sein Haar verfilzt.

Der Nachtblaue greift nach dem anderen Flügel und spreizt ihn mit Gewalt ab.

»Wenn es nach mir ginge, würde ich dich laufen lassen«, sagt er. In seiner Stimme liegt genügend Bewunderung, um mich glauben zu machen, dass er es wirklich ernst meinen könnte. »Doch wir alle haben unsere Befehle.« Trotz seiner Bewunderung zeigt er kein Bedauern.

Das Mondlicht spiegelt sich in der Klinge des Getigerten, die über dem Flügelgelenk schwebt.

In der Erwartung eines zweiten blutigen Hiebs erschauere ich. Hinter mir entfährt Paige ein leises, mitleidiges Wimmern.

Der Rostfarbene wendet plötzlich den Kopf und blickt direkt in unsere Richtung.

Ich sitze noch immer zusammengekauert hinter dem Lastwagen und erstarre. Mein Herz setzt einen Schlag aus und beginnt dann dreimal so schnell zu pochen wie vorher.

Der Rostfarbene steht auf und entfernt sich von dem Blutbad.

Er kommt direkt auf uns zu.

# 4

Mein Verstand macht vor Angst dicht. Das Einzige, an das ich denken kann, ist, den Engel abzulenken, bis Mom Paige weggeschoben hat – in Sicherheit.

»Renn!«

Das Gesicht meiner Mutter wird starr vor Schreck, ihre Augen sind weit aufgerissen. In ihrer Panik dreht sie sich um und läuft ohne Paige davon. Sie muss angenommen haben, ich würde den Rollstuhl schieben. Paige blickt mich an. Ihr Feengesicht wird von erschrockenen Augen beherrscht.

Sie schwenkt herum und rollt so schnell sie kann hinter Mom her. Meine Schwester kann ihren Stuhl zwar selbst bewegen, aber natürlich nicht annähernd so schnell wie jemand, der sie schiebt.

Ohne ein Ablenkungsmanöver wird keiner von uns lebend davonkommen. Da ich keine Zeit habe, die Vor- und Nachteile abzuwägen, treffe ich im Bruchteil einer Sekunde eine Entscheidung.

Ich renne hinaus ins Ungeschützte, geradewegs auf den Rostfarbenen zu.

Irgendwo im Hintergrund registriere ich undeutlich einen schmerzerfüllten Schrei. Sie schlagen ihm den zweiten Flügel ab. Wahrscheinlich ist es schon zu spät, doch ich habe die Stelle, an der das Schwert des Schneeweißen liegt, erreicht und keine Zeit mehr für einen anderen Plan.

Also ziehe ich es dem Rostfarbenen förmlich unter den Füßen weg. Auf ein schweres Gewicht gefasst, packe ich es mit beiden Händen, aber das Schwert ist leicht wie eine Feder. Ich werfe es dem Schneeweißen zu.

»Hey!«, schreie ich aus Leibeskräften.

Beim Anblick des Schwerts, das über seinen Kopf hinwegzischt, duckt sich der Rostfarbene überrascht. Natürlich handelt es sich um einen verzweifelten und nicht durchdachten Schachzug meinerseits, vor allem da der Engel wahrscheinlich kurz davor ist zu verbluten. Doch das Schwert fliegt sehr viel besser als erwartet und landet – fast als wäre es geführt worden – mit dem Heft voran in der ausgestreckten rechten Hand des Schneeweißen.

Ohne auch nur einen Moment innezuhalten, schwingt der flügellose Engel sein Schwert und richtet es gegen den Nachtblauen. Trotz seiner schweren Verletzungen agiert er blitzschnell und wütend. Mit einem Mal kann ich verstehen, weshalb ihm die anderen zahlenmäßig überlegen sein mussten, um ihn in die Ecke zu drängen.

Die Klinge schlitzt den Bauch des Nachtblauen auf. Blut strömt aus ihm heraus und vermischt sich mit der purpurroten Lache auf dem Boden. Mit einem Satz ist der Getigerte bei seinem Boss und fängt ihn auf, bevor er fällt.



Der Schneeweiße strauchelt, als er versucht, ohne seine Flügel das Gleichgewicht wiederzuerlangen. Ströme von Blut fließen seinen Rücken hinab. Wieder gelingt es ihm, mit dem Schwert auszuholen. Er trifft den Getigerten, der mit dem Nachtblauen im Arm flieht, am Bein. Doch das hält die zwei nicht auf.

Die anderen beiden, die zurückgewichen sind, als es hässlich wurde, hasten herbei, um den Nachtblauen und den Getigerten zu packen. Während sie mit den Verletzten davonrennen, breiten sie ihre kräftigen Flügel aus. Als sie in die Nacht fliegen, lassen sie eine auf die Erde herabtropfende Blutspur zurück.

Mein Ablenkungsmanöver war schockierend erfolgreich. Hoffnung brandet in mir auf, dass meine Familie in der Zwischenzeit ein neues Versteck gefunden hat.

Dann explodiert die Welt um mich herum, als mir der Rostfarbene mit dem Handrücken einen Schlag versetzt.

Ich fliege nach hinten und krache auf den Asphalt. Meine Lunge zieht sich so stark zusammen, dass nicht mal ansatzweise an Atemschöpfen zu denken ist. Alles, was ich tun kann, ist, mich wie ein Knäuel zusammenzurollen und zu versuchen, ein kleines bisschen Luft in mich hineinzubekommen.

Der Rostfarbene dreht sich nach dem Schneeweißen um, den man jetzt nicht mehr als schneeweiß bezeichnen kann. Er zögert, all seine Muskeln sind angespannt, als würde er seine Chancen abwägen, gegen den verletzten Engel zu gewinnen. Der Schneeweiße schwankt, flügellos, blutüberströmt, und ist kaum in der Lage, sich auf den Beinen zu halten. Doch sein Schwert ist fest auf den Rostfarbenen gerichtet. Die Augen des Weißen brennen vor Zorn

und Entschlossenheit, wahrscheinlich das Einzige, was ihn noch aufrecht hält.

Der blutende Engel muss einen Ruf wie Donnerhall haben, denn trotz seines Zustands stößt der kerngesunde, bullige Rostfarbene sein Schwert zurück in die Scheide. Er wirft mir einen angewiderten Blick zu, sprintet die Straße hinunter, und nach ungefähr einem halben Dutzend Schritte tragen ihn seine Flügel durch die Lüfte davon.

In dem Moment, als sein Feind ihm den Rücken zuwendet, fällt der verletzte Engel zwischen seinen abgetrennten Flügeln auf die Knie. Sieht aus, als würde er einigermaßen zügig verbluten, und ich bin mir ziemlich sicher, dass er in ein paar Minuten elendiglich verendet sein wird.

Endlich schaffe ich einen ordentlichen Atemzug. Die Luft brennt in meiner Lunge, doch meine Muskeln entspannen sich, als sie endlich wieder Sauerstoff bekommen. Ich spüre alle Wonnen der Erleichterung. Langsam löst sich mein Körper aus der Verkrampfung, ich drehe mich um und blicke die Straße hinab.

Was ich da sehe, durchfährt mich wie ein Stromstoß.

Paige rollt sich mühsam die Straße entlang. Der Rostfarbene hält in seinem Aufstieg inne, kreist wie ein Geier über ihr und setzt zu einem Sturzflug an.

Schon bin ich wieder auf den Füßen und rase in Lichtgeschwindigkeit auf die beiden zu.

Meine Lunge schreit nach Sauerstoff, doch ich ignoriere sie.

Der Rostfarbene blickt mich selbstgefällig an. Sein Flügelschlag peitscht mein Haar zurück, während ich weiter auf ihn zusprinte.

So nah, so nah. Nur ein bisschen schneller. Meine Schuld.

Ich habe ihn so sehr verärgert, dass er Paige aus reinem Groll etwas antun würde. Mein Schuldgefühl versetzt mich nur noch mehr in Panik. Ich muss sie retten.

Der Rostfarbene ruft: »Lauf, du Affe, lauf!«

Hände greifen nach unten und schnappen sich Paige.

»Nein!«, schreie ich und strecke die Arme nach ihr aus.

Sie wird in die Luft gehoben und brüllt meinen Namen:

»Penryn!«

Ich erwische den Saum ihrer Hose, klammere mich an den Baumwollstoff, auf den Mom einen Strahlenkranz genäht hat, um sie vor bösen Mächten zu schützen.

Einen Moment lang lasse ich die Hoffnung zu, dass ich sie zurückziehen kann. Einen Moment lang spüre ich schon die Erleichterung, und die Anspannung in meiner Brust lässt nach.

Dann entgleitet der Stoff meiner Hand.

»Nein!« Ich springe hoch, um an ihre Füße zu kommen. Meine Fingerspitzen streifen ihre Schuhe. »Bring sie zurück! Du willst sie nicht! Sie ist nur ein kleines Mädchen!« Am Ende bricht meine Stimme.

Innerhalb kürzester Zeit ist der Engel zu hoch, um mich überhaupt noch zu hören. Trotzdem schreie ich ihm weiter hinterher, jage die beiden auch dann noch die Straße entlang, als Paiges Schreie in der Ferne verklingen. Bei dem Gedanken, dass er sie aus dieser Höhe fallen lassen könnte, bleibt mir fast das Herz stehen.

Die Zeit dehnt sich ins Unendliche, als ich schwer atmend auf der Straße stehen bleibe und zusehe, wie der kleine Fleck am Himmel zu einem Nichts zusammenschrumpft.

# 5

Lange nachdem Paige in den Wolken verschwunden ist, wende ich mich um und halte nach meiner Mutter Ausschau. Nicht, dass sie mir nicht wichtig wäre. Es ist nur: Zwischen uns ist es schwieriger als in der üblichen Mutter-Tochter-Beziehung. Die rosige Liebe, die ich für sie empfinden sollte, ist durchsetzt von Schwarz, gesprenkelt mit diversen Grautönen.

Keine Spur von ihr. Ihr Einkaufswagen liegt auf der Seite, der Ramsch ist neben dem Lastwagen verstreut, hinter dem wir uns versteckt haben. Ich zögere, bevor ich rufe:

»Mom!«

Nichts regt sich in der verlassenen Straße. Sollten die stummen Beobachter hinter den dunklen Fenstern gesehen haben, wo sie hingelaufen ist, dann bietet niemand an, es mir zu sagen. Ich versuche mich zu erinnern, ob ich vielleicht bemerkt habe, wie ein anderer Engel meine Mutter gepackt hat, doch alles, was ich vor mir sehe, sind Paiges

tote Beine, als sie aus ihrem Stuhl gehoben wird. Zu diesem Zeitpunkt hätte alles um mich herum passieren können, ich hätte nichts davon mitbekommen.

In einer zivilisierten Welt mit Gesetzen, Banken und Supermärkten ist es ein großes Problem, an paranoider Schizophrenie zu leiden. Doch in einer Welt, in der diese Banken und Supermärkte von Gangs als lokale Folterstätten genutzt werden, ist so ein bisschen Paranoia sogar von Vorteil. Nur das mit der Schizophrenie ist leider nach wie vor ein Problem. Nicht in der Lage zu sein, die eigene Fantasie von der Realität zu unterscheiden – alles andere als ideal.

Dennoch, die Chancen stehen gut, dass sich Mom aus dem Staub gemacht hat, bevor die Sache zu brenzlich wurde. Wahrscheinlich versteckt sie sich irgendwo und verfolgt meine Fährte, bis sie sich sicher genug fühlt, um rauszukommen.

Wieder versuche ich mir einen Überblick über die Szenerie zu verschaffen. Außer Gebäuden mit dunklen Fenstern und Autoleichen sehe ich nichts. Wenn ich nicht Wochen damit zugebracht hätte, aus einem dieser dunklen Fenster nach draußen zu starren, würde ich glauben, ich sei der letzte Mensch auf dem Planeten. Doch ich weiß, dort draußen hinter all dem Beton und Stahl gibt es noch Augenpaare, deren Besitzer gerade darüber nachdenken, ob sich das Risiko lohnt, auf die Straße zu laufen, um die Flügel und vielleicht noch das ein oder andere Körperteil zu ergattern, das man dem Engel abtrennen könnte.

Laut Justin, der bis vor einer Woche unser Nachbar war, geht auf den Straßen das Gerücht, dass eine Belohnung auf Engelskörperteile ausgesetzt wurde. Engel in

Stücke zu reißen ist zu einem richtiggehenden neuen Wirtschaftszweig geworden. Die Flügel erzielen Höchstpreise, aber auch Hände, Füße, der Skalp und andere, empfindlichere Körperteile bringen ein hübsches Sümmchen ein, wenn man nur beweisen kann, dass sie von einem Engel stammen.

Ein leises Stöhnen unterbricht meine Gedanken. Sofort spannen sich meine Muskeln, bereit für einen neuen Kampf. Rücken die Gangs an?

Ein weiteres verhaltenes Stöhnen. Das Geräusch kommt nicht aus den Gebäuden, sondern von etwas direkt vor mir. Doch das Einzige, was sich direkt vor mir befindet, ist der blutende Engel, der mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden liegt.

Könnte es sein, dass er noch lebt?

Nach allem, was ich gehört habe, stirbt ein Engel, wenn man ihm die Flügel abschlägt. Aber wahrscheinlich ist das genauso wahr wie die Tatsache, dass jemand stirbt, dem man einen Arm abschneidet. Überlässt man ihn sich selbst, wird er schlicht verbluten.

Es dürfte schwierig werden, sich ein Stück Engel zu besorgen. Die Straße wird wahrscheinlich jeden Moment von menschlichen Aasgeiern überschwemmt werden. Das Schlaueste wäre, zu verschwinden, solange ich noch kann.

Aber wenn er noch lebt, weiß er vielleicht, wo sie Paige hingebracht haben. Ich laufe zu ihm hinüber. Mein Herz schlägt in wilder Hoffnung.

Blut strömt ihm den Rücken hinunter und mündet in einer Lache auf dem Asphalt. Unsanft drehe ich ihn um und zögere dabei keine Sekunde, ihn anzufassen. Selbst in meinem verzweifelten Zustand bemerke ich seine ätherische

Schönheit, die glatte Erhebung seiner Brust. Ohne die Blutergüsse und Striemen hat er vermutlich, stelle ich mir vor, das klassische Engelsgesicht.

Ich schüttle ihn. Ohne zu reagieren liegt er da, wie die griechische Götterstatue, der er so ähnelt.

Ich ohrfeige ihn heftig. Seine Lider flattern, und für einen Augenblick nimmt er mich wahr. Ich wehre das panische Bedürfnis ab, wegzulaufen.

»Wo gehen sie hin?«

Er ächzt, seine Augendeckel klappen zu. Wieder ohrfeige ich ihn, so fest ich kann.

»Sag mir, wo sie hin sind! Wo bringen sie sie hin?«

Ein Teil von mir hasst diese neue Penryn, die ich geworden bin, hasst das Mädchen, das ein sterbendes Geschöpf ohrfeigt. Doch ich schiebe diesen Teil in eine dunkle Ecke meines Verstands, wo er mich ein anderes Mal piesacken kann, wenn Paige außer Gefahr ist.

Er ächzt erneut, und mir wird klar, dass er mir nichts sagen kann, wenn ich die Blutungen nicht stoppe und ihn an einen Ort bringe, wo es etwas unwahrscheinlicher ist, dass die Gangs über ihn herfallen und ihn zu kleinen Trophäen zerhacken. Er zittert, wahrscheinlich hat er einen schweren Schock. Ich drehe ihn wieder auf sein Gesicht. Diesmal fällt mir auf, wie leicht er ist.

Ich laufe zu dem umgekippten Wagen meiner Mutter. Auf der Suche nach ein paar Lumpen, mit denen ich ihn verbinden kann, wühle ich mich durch die Haufen. Ganz unten liegt ein Erste-Hilfe-Kasten. Ich zögere nur ungefähr eine Sekunde, bevor ich danach greife. Ich hasse den Gedanken, Erste-Hilfe-Utensilien an einen Engel zu verschwenden, der sowieso sterben wird, doch ohne seine Flügel sieht

er so menschlich aus, dass ich es mir gestatte, eine Schicht steriler Verbände über seine Schnittwunden zu legen.

Sein Rücken ist voller Blut und Schmutz, sodass ich nicht recht sehen kann, wie schlimm die Wunden wirklich sind. Aber das ist egal, beschließe ich, wenn ich ihn nur lange genug am Leben erhalte, dass er mir sagen kann, wo sie Paige hingebracht haben. Ich wickle die Lumpenstreifen fest um seinen Körper und versuche dabei, so viel Druck auf die Verletzungen auszuüben wie nur möglich. Ich weiß nicht, ob man einen Menschen mit zu festen Verbänden umbringen kann, doch ich weiß, dass sich der Tod durch Verbluten schneller einstellt als auf jede andere Art.

Während ich arbeite, spüre ich die Blicke all der unsichtbaren Augen in meinem Rücken. Die Gangs werden annehmen, dass ich gerade dabei bin, Trophäen aus dem Körper herauszuschneiden. Wahrscheinlich wägen sie ab, ob die anderen Engel zurückkommen und ob noch Zeit ist, mir die Stücke zu entreißen. Ich muss den Engel fertig verbinden und hier wegschaffen, bevor sie zu unverfroren werden. In meiner Hast schnüre ich ihn wie eine Stoffpuppe zusammen.

Ich schnappe mir Paiges Rollstuhl. Der Engel ist erstaunlich leicht für seine Größe, und es kostet mich viel weniger Anstrengung, ihn in den Stuhl zu setzen, als ich erwartet hätte. Wenn man so darüber nachdenkt, ergibt das natürlich einen Sinn. Mit 20 Kilo fliegt es sich leichter als mit 200.

Aber zu wissen, dass er stärker ist als alle Menschen und gleichzeitig weniger wiegt, erwärmt mich nicht unbedingt für ihn.



Ich mache eine Riesenshow daraus, ihn auf den Stuhl zu hieven, ich ächze und strauchle, als hätte er ein unglaubliches Gewicht. Ich will, dass unsere Zuschauer denken, er sei genauso schwer, wie es den Anschein hat, denn daraus könnten sie folgern, dass ich stärker und tougher bin, als ich mit meinen knapp-ein-Meter-sechzig aussehe.

Entdecke ich da die Andeutung eines amüsierten Grinsens auf seinem Gesicht?

Was auch immer es ist – es verwandelt sich in eine schmerzverzerrte Grimasse, als ich ihn auf den Stuhl fallen lasse. Er ist zu groß, um einigermaßen bequem hineinzu-  
passen, aber es wird schon gehen.

Schnell greife ich nach den seidigen Flügeln, um sie in eine mottenzerfressene Decke aus dem Wagen meiner Mutter zu hüllen. Die schneeweißen Federn sind wunderbar weich, vor allem im Vergleich zu der groben Decke. Sogar jetzt, in einem Moment voller Panik, bin ich versucht, über die glatten Daunenfedern zu streichen. Wenn ich den Zahlungswert jeder einzeln ausgerissenen Feder nehme, so könnten wir uns – und zwar wir alle drei – von nur einem einzigen Flügel ungefähr ein Jahr lang ernähren, und wir hätten sogar noch ein Dach über dem Kopf.

Vorausgesetzt natürlich, dass ich uns drei wieder zusammenbringe.

Rasch wickle ich die Flügel ein. Es kümmert mich nicht allzu sehr, ob die Federn dabei abknicken. Ich ziehe kurz in Erwägung, einen der Flügel hier auf der Straße liegen zu lassen. Vielleicht würde das die Gangs motivieren, gegeneinander zu kämpfen, statt mich zu jagen. Doch wenn ich den Engel irgendwie dazu bringen will, mit ein paar Informationen rauszurücken, sind die Flügel einfach zu wichtig.

Ich greife nach dem Schwert, das genauso leicht ist wie die Federn, und stecke es ohne große Umstände in die Sitztasche des Rollstuhls.

So schnell ich kann, laufe ich die Straße hinunter und schiebe den Engel in die Nacht hinein.



Der Engel stirbt.

Er liegt auf dem Sofa, Verbände hüllen seinen Oberkörper ein, und er sieht wirklich exakt wie ein Mensch aus. Schweißperlen sammeln sich um seine Augenbrauen. Wenn ich ihn berühre, spüre ich eine fiebrige Hitze, so als wäre sein Körper vor Anstrengung heiß gelaufen.

Wir befinden uns in einem Bürogebäude, einem der unzähligen Bauwerke, die die Hightech-Startups des Silicon Valley beherbergen. Das Gebäude, das ich mir ausgesucht habe, liegt in einem Industriepark, der sich aus identischen Blocks zusammensetzt. Sollte heute jemand vorhaben, ein Bürogebäude anzugreifen, kann ich nur hoffen, dass er sich eins der anderen aussucht, die genauso aussehen wie dieses hier.

Und damit derjenige das auch wirklich tut, hat mein Gebäude eine Leiche im Foyer. Sie lag schon da, als wir hier eingetroffen sind, kalt, aber noch nicht im Zustand der Verwesung. Zu dem Zeitpunkt roch das Haus noch

nach Papier und Toner, Holz und Politur, und es war nur eine Spur von Leichengeruch in der Luft. Mein erster Impuls war, uns einen anderen Unterschlupf zu suchen. Ich wollte schon nach draußen, als mir klar wurde, dass diesen Impuls fast jeder verspüren würde.

Die Eingangstüren sind aus Glas, man kann die Leiche also von draußen sehen. Zwei Schritte hinter der Tür liegt der Tote, das Gesicht nach oben, mit aufklaffendem Mund und gespreizten Beinen. Für eine Weile mache ich das Gebäude nun zu meinem trauten Heim. Bis jetzt war es kalt genug hier drin, um zu verhindern, dass es allzu schlimm riecht, aber ich rechne damit, dass wir bald weitermüssen.

Der Engel liegt auf der Ledercouch eines Eckbüros, das wohl mal irgendeinem Vorstandsvorsitzenden gehört hat. Die Wände sind mit gerahmten Schwarz-Weiß-Bildern des Yosemite-Nationalparks dekoriert. Auf den Regalen und dem Schreibtisch stehen Fotos von einer Frau und zwei gleich angezogenen Kleinkindern.

Ich habe mir ein einstöckiges Haus ausgesucht, etwas Unauffälliges, nichts übermäßig Schickes. Das Gebäude ist schlicht, auf dem Firmenschild steht »Zygotronics«. In der Lobby befinden sich übergroße Sessel und Sofas, die mit ihren verwaschenen Lila- und den grellen Gelbtönen eher verspielt wirken. Neben den Büros steht ein zwei Meter großer Dinosaurier. Das alles kommt mir wie eine Retro-Version des Silicon Valley vor. Ich glaube, wenn ich meinen Schulabschluss hätte machen können, hätte ich danach gerne hier gearbeitet.

Es gibt eine kleine Küche. Fast wäre ich in Tränen ausgebrochen, als ich das Knabberzeug und die Wasserflaschen entdeckt habe, die sich in der Vorratskammer stapeln –

Energieriegel sind da, Nüsse, kleine Schokoladentafeln und sogar eine Kiste Instantnudeln, solche, bei denen sich die Schüssel gleich mit in der Packung befindet. Warum habe ich nicht früher daran gedacht, in Büros nachzusehen? Wahrscheinlich, weil ich noch nie in einem gearbeitet habe.

Den Kühlschrank lasse ich links liegen, denn ich weiß, da ist garantiert nichts drin, was man noch essen kann. Wir haben zwar noch Strom, aber nur unzuverlässig. Oft fällt er ganze Tage lang aus. Im Gefrierschrank muss sich noch Tiefkühlkost befinden, der Geruch erinnert ein wenig an die verfaulten Eier meiner Mutter. Das Bürogebäude hat sogar eine eigene Dusche. Wahrscheinlich für die übergewichtigen Chefs, die versuchen, in der Mittagspause abzunehmen. Wie auch immer, es kommt mir sehr gelegen, mir das Blut vom Körper waschen zu können.

Man hat hier allen Komfort, den ich auch von zu Hause her kenne. Nur meine Familie ist nicht da, die das Ganze erst zu einem Zuhause machen würde.

Bei all der Verantwortung und all dem Druck ist kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht gedacht hatte, dass ich ohne meine Familie glücklicher wäre. Doch wie sich jetzt herausstellt, stimmt das gar nicht. Vielleicht würde es stimmen, wenn ich mir nicht so schreckliche Sorgen machen würde. Ich kann nicht anders, als immerzu daran zu denken, wie froh Paige und meine Mutter gewesen wären, wenn wir diesen Unterschlupf gemeinsam gefunden hätten. Wir hätten uns eine Woche lang hier niederlassen und so tun können, als sei alles in Ordnung.

Ich fühle mich haltlos, so ohne einen Clan, verloren und unbedeutend. Langsam verstehe ich, was all die frischge-

backenen Waisenkinder dazu bringt, sich den Straßengangs anzuschließen.

Zwei Tage sind wir nun schon hier. Zwei Tage, in denen der Engel nicht gestorben ist und sich auch nicht erholt hat. Er liegt einfach nur da und schwitzt. Ich bin mir ziemlich sicher, dass er stirbt, sonst wäre er doch inzwischen aufgewacht, oder nicht?

Unter dem Waschbecken finde ich einen Erste-Hilfe-Kasten, aber die Heftpflaster und die meisten anderen Utensilien darin eignen sich gerade mal für einen Schnitt, den man sich an einem Blatt Papier zugezogen hat. Ich krame in dem Kasten und lese die Aufschriften auf den kleinen Verpackungen. Da ist eine Packung Aspirin. Wirkt Aspirin neben Kopfschmerzen nicht auch gegen Fieber? Ein Blick auf das Etikett bestätigt meine Vermutung.

Ich habe keine Ahnung, ob Aspirin bei einem Engel wirkt, oder ob sein Fieber überhaupt von den Verletzungen kommt. Nach allem, was ich weiß, könnte das auch seine normale Körpertemperatur sein. Er sieht zwar aus wie ein Mensch, aber schließlich ist er keiner.

Mit dem Aspirin und einem Glas Wasser gehe ich in das Eckbüro zurück. Der Engel liegt bäuchlings auf der schwarzen Couch. In der ersten Nacht habe ich noch versucht, ihn zuzudecken, aber er hat sich immer wieder freigestrampelt. Also liegt er jetzt nur in seiner Hose, den Stiefeln und mit all dem um ihn herumgewickelten Verbandszeug da. Als ich ihm in der Dusche das Blut abgebraust habe, habe ich kurz darüber nachgedacht, ihm die Hose und die Stiefel auszuziehen, doch dann habe ich beschlossen, dass ich nicht dazu da bin, es ihm bequem zu machen.

Das schwarze Haar klebt an seiner Stirn. Ich versuche,

ihn dazu zu bringen, ein paar der Tabletten zu schlucken und von dem Wasser zu trinken, doch er wird nicht wach genug, um überhaupt irgendetwas zu tun. Wie ein glühender Felsblock liegt er da, ohne jede Reaktion.

»Wenn du das Wasser nicht trinkst, lasse ich dich hier alleine sterben.«

Sein bandagierter Rücken hebt und senkt sich so ruhig und gleichmäßig wie die letzten beiden Tage auch schon.

Inzwischen war ich vier Mal draußen, um nach Mom zu suchen. Doch ich bin nicht weit gekommen, denn ich hatte die ganze Zeit Angst, der Engel würde in meiner Abwesenheit aufwachen oder ich würde meine Chance verpassen, Paige zu finden, weil er mir unter den Händen wegstirbt. Es mag ein paar verrückte Frauen geben, die auf der Straße alleine klarkommen, aber das gilt nicht für kleine Mädchen, die im Rollstuhl sitzen, niemals. Also bin ich nach der Suche jedes Mal zurückgerast, erleichtert und frustriert zugleich, den Engel immer noch bewusstlos vorzufinden.

Zwei Tage lang habe ich die meiste Zeit nur herumgessen und Instantnudeln gegessen, während meine Schwester ...

Ich kann es nicht ertragen, daran zu denken, was ihr vielleicht zustößt, zumal ich mir schlicht nicht vorstellen kann, was Engel mit einem Menschenkind anstellen wollen. Versklavung kommt wohl nicht infrage, denn sie kann ja nicht mal laufen. Hastig verdränge ich den Gedanken. Ich werde nicht weiter darüber nachdenken, was passieren könnte oder vielleicht schon passiert ist. Ich muss mich einfach nur darauf konzentrieren, sie zu finden.

Wut und Frust überschwemmen mich. Am liebsten würde ich einen Tobsuchtsanfall bekommen, wie eine

Zweijährige. Ich werde von dem starken Drang überwältigt, das Wasserglas an die Wand zu schmeißen, die Bücherregale umzuwerfen und mir die Seele aus dem Leib zu brüllen. Die Versuchung ist so groß, dass meine Hände zu zittern beginnen. Das Glas Wasser bebt und droht überzuschwappen.

Doch statt es an die Wand zu schmeißen, schüttele ich seinen Inhalt auf den Engel. Ich will das Glas hinterherfeuern, halte mich aber zurück.

»Wach auf, verdammt noch mal! Wach auf! Was machen die mit meiner Schwester? Was haben sie mit ihr vor? Wo zur Hölle ist sie?!« Obwohl ich genau weiß, dass ich riskiere, die Straßengangs auf uns aufmerksam zu machen, schreie ich so laut ich kann, denn es ist mir egal.

Als Dreingabe trete ich noch gegen die Couch.

Zu meiner Verblüffung öffnet er müde die Augen. Sie sind von einem tiefen Blau und starren mich wütend an. »Kannst du vielleicht ein bisschen leiser sein? Ich versuche hier zu schlafen.« Seine Stimme ist rau und voller Schmerz, doch irgendwie gelingt es ihm trotzdem noch, ein gewisses Maß an Herablassung hineinzulegen.

Ich falle auf die Knie und blicke ihm direkt ins Gesicht. »Wo sind die anderen Engel hin? Wo haben sie meine Schwester hingebracht?«

Er schließt absichtlich die Augen.

Mit aller Kraft haue ich ihm auf den Rücken, genau da, wo die Verbände blutig sind.

Er beißt die Zähne zusammen und schlägt die Augen wieder auf. Ein Zischen entweicht ihm, aber er schreit nicht auf vor Schmerz. Wow, sieht der sauer aus! Ich widerstehe dem Impuls, einen Schritt zurückzuweichen.



»Du machst mir keine Angst«, sage ich so kalt ich kann und versuche, meine Furcht zu unterdrücken. »Du bist zu schwach, um überhaupt nur aufzustehen, du bist so gut wie ausgeblutet, und ohne mich wärst du sowieso schon tot. Sag mir, wo sie sie hingebracht haben.«

»Sie ist tot«, sagt er mit einer absoluten Endgültigkeit. Dann schließt er die Augen, wie um wieder zu schlafen.

Ich könnte schwören, mein Herz hört für eine Minute zu schlagen auf. Meine Finger fühlen sich an, als würden sie gefrieren. Mit einem schmerzhaften Ruck kommt der Atem zurück.

»Du lügst. Du lügst doch.«

Er antwortet nicht. Ich nehme die alte Decke, die ich auf dem Schreibtisch abgelegt habe.

»Sieh mich an!« Ich falte die Decke auseinander, sodass die Flügel herauspurzeln. In der Decke waren sie auf einen Bruchteil ihrer eigentlichen Spannbreite zusammengeschrumpft, und die Federn schienen fast ganz verschwunden zu sein. Als sie jetzt herausfallen, öffnen sie sich teilweise, und die feinen Daunen richten sich auf, wie um sich nach einem langen Schlummer zu strecken.

Ich kann mir vorstellen, dass das Grauen in seinen Augen ungefähr dem eines Menschen entspricht, der seine amputierten Beine aus einer mottenzerfressenen Decke herauskullern sieht. Ich weiß, ich bin unverzeihlich grausam, aber den Luxus, nett zu sein, kann ich mir nicht leisten. Nicht, wenn ich Paige lebend wiedersehen will.

»Na, weißt du, was das ist?« Ich erkenne meine eigene Stimme kaum wieder. Sie ist kalt und hart. Die Stimme eines Söldners. Eines Peinigers.

Die Flügel haben all ihren Glanz verloren. Hier und da